Quelle: „Oslobodjenje“ 30./31. Juli 2022, Sarajevo

Enes Karić: Ein serbischer Soldat

Ein Zeuge Jehovas, eine Kalaschnikow und Coca-Cola

Um diesen meinen Schrei für den Leser überhaupt verständlich und lesbar zu machen, muss ich ganz offen sagen, dass ich sehr wohl weiß, was eine Kalaschnikow ist und was jenes Klacken bedeutet, mit dem eine Patrone blitzschnell in den Lauf eingelegt wird.

Autor: **ENES KARIĆ**

Dieser Text ist ein Schrei. Ich beginne ihn mit der Aussage, dass es allen meinen Erinnerungen beschieden ist, das Vergangene als schwieriger zu empfinden, als es sich tatsächlich zugetragen hat. Sind sie auch stets verbunden mit Gedanken und Gefühlen, selbst solchen, die sich nachträglich einstellen, so sind sie mir doch eher eine Qual, ein Aufschrei, als dass sie von therapeutischer Wirkung wären und Heilung brächten.

Dennoch sollten uns Erinnerungen willkommen sein, selbst die bitteren. Sie begleiten uns auch in der naiven Hoffnung, dass der Mensch sich den Zugriff auf das Gestern und das Heute sichern möge, dass es nicht umsonst gewesen sei und es ihm gelinge, das Jetzt vor der Zersetzung durch die Zeit zu bewahren.

Zeugen

Sind wir, dank unseren Erinnerungen, uns selbst die nächsten Zeugen und sozusagen die verlässlichsten Bürgen dafür, dass sich in unserer Vergangenheit etwas auf diese oder jene Weise zugetragen hat, so haben an unseren Erinnerungen doch auch andere Menschen teil, lebende oder bereits verstorbene, die Zeugen von uns betreffenden Ereignissen geworden sind. Ich erwähne ausdrücklich auch die Toten, denn wie oft sind sie uns in Träumen erschienen und haben uns geholfen, unsere Erinnerungen zu bewahren!

Auch ich habe Zeugen für die in diesem Text geschilderten Vorfälle: Ismet Veladžić (geb. 1948), Nusret Čančar (geb. 1957), Mensur Brdar, Gott hab ihn selig (verstorben am 21. Juli 2020 an Corona), Hilmo Neimarlija (geb. 1950) und viele weitere, insbesondere in Visoko – Menschen, die am Leben sind, aber auch bereits verstorbene.

Um diesen meinen Schrei für den Leser überhaupt verständlich und lesbar zu machen, muss ich ganz offen sagen, dass ich sehr wohl weiß, was eine Kalaschnikow ist und was jenes Klacken bedeutet, mit dem eine Patrone blitzschnell in den Lauf eingelegt und dieses Gerät zum Töten von Menschen, bzw. zum „Ausschalten des Feindes“ im Militärjargon, schussbereit gemacht wird. In der Tat und bedauerlicherweise ist eine Kalaschnikow das geniale Konstrukt eines genialen Gehirns, alle ihre Bestandteile sind logisch und millimetergenau aneinander angepasst, nichts ist überflüssig. Und im

Zusammenwirken aller Einzelteile einer Kalaschnikow erfolgt der perfekte Abschuss jeder Patrone.

Und wenn ich mich hier, auf den Seiten der „Oslobodjenje“, an meine Tage als vorbildlicher Soldat der Jugoslawischen Volksarmee (JVA) erinnere, als ich im Oktober und November 1982, vor bald vierzig Jahren also, im Wachmannschaftsgebäude auf dem Militärgelände Borlin bei Karlovac recht geschickt eine Kalaschnikow auseinanderzunehmen und wieder zusammenzufügen wusste, so könnten dies mindestens fünfzehn ehemalige Soldaten der JVA ebenfalls bezeugen. Wer von ihnen heute noch am Leben ist, ist natürlich eine andere Frage.

Einer dieser fünfzehn Soldaten war Zarije Hrebeljanović; nur so viel sei zum Zwecke dieses Textes und Schreis gesagt. Ein ruhiger, ernsthafter und stiller junger Mann, gut erzogen und belesen, der aus der Timočka Krajina (Ostserbien, Anm. d. Übers.) stammte. Nie hörte man Hrebeljanović fluchen, er missbrauchte in diesem Sinne weder den Namen Gottes noch den von Jesus Christus oder der Jungfrau Maria. Wenn ich dem Infanteristen Hrebeljanović über den Weg lief, musste ich oft denken: Meine Güte, der wäre als Sanitäter oder Funker geeignet, warum haben sie ihn nur in die Infanterie gesteckt?! Aber gut.

Als Hrebeljanović erfuhr, dass ich eine Medresse besucht und das Studium der Islamwissenschaften absolviert hatte, eröffnete er mir umgehend im Borlin-Wald während eines gemeinsamen Wachdienstes, dass er den (orthodoxen) Glauben seiner Vorväter aufgegeben habe und zu den Zeugen Jehovas übergetreten sei. Ungefähr im selben Jahr beschlossen er und seine Verlobte Bisenija, die in Belgrad Medizin studierte, Vegetarier zu werden.

Beim Wacheschieben in Borlin

In den kalten Oktobertagen des Jahres 1982, als wir ein paar Mal zu zweit zur Wache im Borlin-Wald eingeteilt waren, fragte mich der Infanterist Zarije Hrebeljanović mit größtem Ernst: „Machst du dir eigentlich Gedanken über die Existenz Gottes und darüber, was Er ist?“

Ich erwiderte die Frage mit Schweigen. Ich wusste weder, wie ich die Frage einordnen, noch, was meine Antwort bezwecken sollte. Heute, da ich guter Dinge auf meinen Siebzigsten zugehe, kann ich sagen, dass es meine Mutter Podovka war, die mir den Glauben an die Existenz Gottes vermittelt hat. Aber diese Anerkennung Gottes war stets viel größer als ich und überstieg all meine in Herz und Vernunft sowie Fantasie und Verstand wohnenden Kräfte. Stets habe ich Gott mit furchtsamer Inständigkeit gebeten, er möge mich vor Gedanken bewahren, die eines Menschen unwürdig sind. Und beleidigend für Ihn.

Aber lassen wir diese theologischen Spitzfindigkeiten. In den kalten Herbsttagen des Jahres 1982 veranstalteten wir JVA-Soldaten in unserer kleinen Kaserne, eigentlich einem ansprechend ausgestatteten Wachmannschaftsgbäude in Borlin bei Karlovac, verschiedene Wettbewerbe und Spiele, etwa Schach, Domino und Karten. Alles mit Erlaubnis und unter dem wachsamen Auge des Vorgesetzten oder auch eines Unteroffizieranwärters. Etwa zwei Dutzend Soldaten, mehr oder weniger unser gesamter Zug, beteiligten sich gern an diesen Spielen mit harmlosem Wettkampfcharakter, bei denen es kleine Preise zu gewinnen gab, wie eine Schachtel Zigaretten, Säfte, Coca-Cola oder auch, was ich persönlich weniger gut fand, eine Flasche Bier.

Jedoch der Soldat Zarije Hrebeljanović, Zeuge Jehovas und Absolvent der Rechtswissenschaften aus Belgrad, hielt sich abseits. Er verabscheute jegliche Spiele, selbst die harmlosesten, die einem geplagten Sterblichen für kurze Zeit ein Lächeln ins Gesicht zaubern. Einmal warf mir Hrebeljanović, der auch etwas von Philosophie verstand, mit großem Ernst vor, wenigstens ich als „islamischer Priester" müsse doch wissen, dass man das Leben nicht zum Spiel und zum Vergnügen machen dürfe. Um Gottes Willen, sollte ich denn nicht mit gutem Beispiel vorangehen, anderen als Vorbild dienen?! Ansonsten gehöre man zur gesichtslosen Masse, über die Friedrich Nietzsche sinngemäß gesagt habe, dass es überall dort, wo sie zahlreich vertreten sei, miefe und stinke. Dies sagte mir der Infanterist Hrebeljanović weder im groben noch überheblichen Ton, sondern voller Mitgefühl, als würde er sogleich in Tränen ausbrechen.

In der Wache von Borlin führten die Soldaten bald einen neuen Wettbewerb ein, genannt das „schnelle Auseinandernehmen und erneute Zusammenfügen einer Kalaschnikow". Auch ich nahm daran teil, ohne jedoch je den ersten Platz oder einen anderen nennenswerten „Preis" zu ergattern.

Ehrgeizig, wie ich nun mal bin, und immer begierig, nicht nur der Erste, sondern nach Möglichkeit auch unerreicht zu sein, gab ich mir beim Zerlegen und erneuten Zusammenfügen der Waffe größte Mühe, dennoch musste ich den anderen Soldaten dabei ungeschickt, stümperhaft und denkbar ungeeignet erscheinen. Dass mich das beschämte und ich mich wie ein jämmerlicher Außenseiter fühlte, ließ ich mir nicht anmerken. Dass wir uns recht verstehen: Ich wusste sehr wohl, wie man eine Kalaschnikow zerlegte und wieder zusammenbaute, doch war ich dabei nicht schnell genug (und Schnelligkeit gab den Ausschlag, der einem den Siegerstatus sicherte!). Unnötig zu sagen, dass ich als mit Handwaffe ausgerüsteter Infanterist es nie in den Kreis jener schaffte, die in der Lage waren, eine Kalaschnikow „blind", d.h. mit verbundenen Augen, auseinanderzunehmen und wieder zusammenzufügen.

Trotzdem erhielt ich zwei- oder dreimal eine Coca-Cola zum Trost und als Anerkennung dafür, dass ich als „Studierter" unter den Soldaten, der bereits sichtlich angeglatzt und fünf Jahre älter als die meisten anderen war, den wettkampfmäßigen Waffendrill nach Kräften unterstützte. Denn in einem ordnungsgemäßen Abstimmungsverfahren hatte man sich ohne Gegenstimmen sogar darauf geeinigt, dass ich mit der Stoppuhr und ohne Schummeln mitverfolgen sollte, wie viel Zeit die Wettkampfteilnehmer, die angeheizt und in Anspannung um eine ausgebreitete Zeltplane versammelt waren, brauchten, um das Todesgerät Kalaschnikow zu zerlegen und wieder zusammenzubauen.

Damals in Borlin, gerade in jenen Regentagen des Spätherbstes 1982, hatte sich mir dieses abschließende, metallische Klacken, wenn mit einem letzten schnellen Handgriff die Patrone in den Lauf der Kalaschnikow eingelegt wird, tief ins Gedächtnis gegraben. Bei unseren damaligen Waffenspielen wurden natürlich Platzpatronen verwendet, denen man das Geschoss entnommen hatte. Aber dieses scharfe „klack" der in den Gewehrlauf eingelegten Patrone war wie ein Urteil, bedrohlich, metallisch kalt, unerbittlich, tödlich.

War dieses Klacken erklungen, bedeutete das im Krieg und / oder an der Front, dass nun der Beschuss und das Töten der „feindlichen Landkräfte" beginnen konnten, einzeln oder in Salven, je nachdem ob der Befehl „Einzelfeuer" oder „Dauerfeuer" lautete und dementsprechend ein am Abzug angebrachter kleiner Hebel zu betätigen war.

Um kurz auf die Preise für den Wettkampf im Schnellzerlegen einer Kalaschnikow zurückzukommen, möchte ich Folgendes hinzufügen: Selbst wenn es mir gelungen wäre, eine Kalaschnikow in maximal achtunddreißig Sekunden zu zerlegen und „Gold“, „Silber“ oder „Bronze“ zu gewinnen (das heißt: drei, zwei oder ein Bier!), wäre es doch wieder eine Coca-Cola geworden. Denn meine Kameraden wussten, dass ich keinen Alkohol trinke. Und ich wusste, dass sie ihre Colas gegen mein Haram-Getränk eintauschen würden. Aber so weit ist es nie gekommen, denn aus diesen Wettkämpfen bin ich nie siegreich hervorgegangen.

Einmal wirst du noch an mich denken

Im näheren Umkreis unserer Wache in Borlin bzw. unseres „Militärobjekts“, wie es hieß, das von jahrundertealten, hohen Wäldern umgeben war, gab es insgesamt fünf Wachtposten. Am schwersten war es auf der „Eins“, das heißt am Eingangstor. Hier musste man komplett ausgerüstet bereitstehen und die Vorgesetzten herein- und herauslassen. Aus uns unbekannten Gründen waren diese ständig aus der Großkaserne „Petrova Gora“ in Karlovac zu uns unterwegs. Und hatten sie ihre geheimnisvollen Kontrollen und Inspektionen irgendwelcher, womöglich unterirdischer Anlagen und Hangars beendet, fuhren sie in ihren Militärjeeps schnell wieder davon.

Was wir JVA-Soldaten in den Wäldern von Borlin tatsächlich bewachten und vor wem – das wussten wir nicht. Doch wenn man tief im Wald auf Posten 3 oder 4 drei Stunden Wache schieben musste, fühlte man sich fast schon als „Zivilist“, umgeben von berauschender Stille und Einsamkeit, von Vögeln und Käfern.

Drei oder vier Mal hintereinander besuchte mich, als ich auf Posten 3 Wache schob, der Zeuge Jehovas und Diplom-Jurist Zarije Hrebeljanović und flüsterte mir zur Begrüßung sein übliches „Zum Glück keine Inspektion heute!“ zu. Seine Kalaschnikow hatte er mit einem Tuch umwickelt oder aber er trug neue dünne Lederhandschuhe, um nicht mit dem Tötungsgerät in Berührung zu kommen.

Er erzählte mir, dass, grob zusammengefasst, die Bibel dreierlei Botschaften habe. Erstens: Es gibt Gott, Er ist eins und Er ist. Zweitens: Du sollst nicht töten! Und drittens: Der Pfeil, den du abschießt, kommt immer auf dich selbst zurück! Er als Zeuge Jehovas verabscheue daher jegliche Waffen, vom Speer bis zur Kalaschnikow, er verabscheue jenes Klacken, er hasse den Befehl „In Stellung!“. Doch mich, den „islamischen Priester“, der sich aus Spaß am Zerlegen von Kalaschnikows beteilige, verabscheue er nicht, denn Menschen zu verabscheuen, sei eine Sünde. Allerdings frage er sich und wundere, was ich achtzehn Semester lang und fast volle zehn Jahre in der Medresse und an der theologischen Fakultät gelernt hätte, ohne das eigentlich Wichtige zu lernen oder überhaupt je in Erfahrung zu bringen: Dass nämlich der Mensch nicht zu den Waffen greifen und nicht wie Kain sein dürfe, der seinen Bruder Abel tötete … (Auf meine Gegenargumente, die ich dem Soldaten Hrebeljanović damals vortrug, will ich an dieser Stelle nicht eingehen. Doch dass ich ein von Natur aus friedliebender und kompromissbereiter Mensch bin, hat mein Kamerad nie bezweifelt, ganz im Gegenteil – er hat es mit stets zugute gehalten!)

Nun gut, das alles ist jetzt längst vorbei – diese zum Vergnügen veranstalteten Wettkämpfe im schnellen Zerlegen und Zusammenbauen von Kalaschnikows und jugoslawischen Selbstladern des Typs Papovka. Unsere Tage beim Militär sind tiefste Vergangenheit und im Großen und Ganzen den Heuschrecken zum Opfer gefallen.

Tag 13 im April des Jahres 1992

Die Zeit verging schnell, und mein Wehrdienst in Karlovac und Borlin lag nunmehr fast zehn Jahre zurück. Es kam das Jahr 1992 – ein schreckliches Jahr, das wir niemals mehr vergessen werden. Der erste Tag des Zuckerfestes fiel auf den 4. April.

Ismet Veladžić, Professor an der Gazi-Husrev-Beg-Medresse, und ich, mittlerweile Dozent an der Islamisch-theologischen Fakultät in Sarajevo, reisten zwei Tage vor dem Zuckerfest nach Chicago in die bosnisch-muslimische Gemeinde des Imams Dr. Senad Efendi Agić. Mit uns brachen auch Nusret Čančar, Assistent an der Islamisch-theologischen Fakultät, und Mensur Brdar, ebenfalls Professor an der Gazi-Husrev-Beg-Medresse, aus Sarajevo auf, jedoch jeweils in Richtung Deutschland und Schweden. Unsere Wege trennten sich in Deutschland, und es war geplant, dass wir uns am 12. April 1992 in Zagreb wiedertreffen, um die Heimfahrt nach Sarajevo gemeinsam fortzusetzen.

Diese Reise anlässlich des Zuckerfestes unternahmen wir als ehrenamtliche Berichterstatter der Zeitschrift „Muslimanski glas“ (Muslimische Stimme), und es verstand sich von selbst, dass uns unsere jeweiligen Lehrtätigkeiten in Bildungseinrichtungen der Islamischen Gemeinschaft dabei von Vorteil waren.

In diesem für die Oslobodjenje bestimmten Artikel ginge es zu weit, alle die bosnischen (zivilen und religiösen) Gemeinden aufzuzählen, die Veladžić und ich in den ersten zehn Tagen des Aprils 1992 in Nordamerika besuchten. Die Angst vor einem Krieg in Bosnien und Herzegowina war groß. Schon zu jenem Zeitpunkt trafen wir bosnisch-herzegowinische Muslime an, die zu Verwandten nach Amerika gekommen waren, „nur vorübergehend, bis sich die Lage wieder beruhigt und Amerika und Europa uns anerkennen“, wie sie sagten.

Meine zusätzliche Aufgabe war, eine Liste von Neuabonnenten der Muslimischen Stimme anzulegen, sorgfältig notierte ich ihre Adressen und nahm raschelnde Dollarscheine zur Bezahlung entgegen.

Als am 6. April sämtliche amerikanische Medien berichteten, Deutschland habe die Unabhängigkeit Bosniens und Herzegowinas anerkannt, erlebten die Menschen Veladžić und mich, als wären wir hochrangige bosnisch-herzegowinische Diplomaten! „Nur, liebe Freunde, sind eure Aktentaschen zu neu! Erfahrene, langjährige Diplomaten haben immer alte und abgewetzte Aktentaschen“, spöttelten etwa alte Muslime, die bereits 1946 oder ein, zwei Jahre später nach Amerika geflohen waren.

Am folgenden Tag, dem 7. April, dröhnte es in den amerikanischen Medien, das große, glorreiche Amerika habe die Unabhängigkeit Bosniens und Herzegowinas, Kroatiens und Sloweniens anerkannt. Unsere Freude wollte kein Ende nehmen!

Ismet Veladžić, Nusret Čančar, Mensur Brdar – Gott hab ihn selig – und ich kehrten am 12. April 1992 nach Zagreb zurück. Professor Dr. Osman Muftić (1934–2010) nahm uns in seiner schönen Wohnung auf, von wo aus wir uns erkundigten, welchen Rückweg wir nach Sarajevo nehmen sollten. In den Nachrichten war nämlich zu hören, dass in ganz Bosnien und Herzegowina Barrikaden aus allem verfügbaren Material errichtet worden waren. Doch mochte Gott uns vor Schlimmerem bewahren!

Früh am Montag, den 13. April fanden wir vier Reisekameraden uns am Zagreber Busbahnhof ein und setzten uns in einen Bus nach Tuzla. Auf der gesamten Strecke von Zagreb nach Slavonski Brod kamen uns an diesem 13. April 1992 Reisebusse aus Bosnien und Herzegowina entgegen, die mit Frauen und Kindern gefüllt waren. Sie waren auf dem Weg nach Kroatien, nach Europa. „Das sind ja Aberhunderte Flüchtlinge“, raunte der stets ernste Ismet Veladžić, der Älteste unter uns.

In Bosanski Brod betraten wir bosnisch-herzegowinischen Boden. Unser Reisebus nach Tuzla kam kaum an den vielen tausend Frauen, Kindern und Männern vorbei, die mit großem Lärm und in sich vorkämpfenden Pulks zur Savebrücke strömten, die nach Kroatien führte.

Ismet Veladžić meinte kopfschüttelnd, diese Flüchtlinge seien ein Zeichen dafür, dass es in Bosnien und Herzegowina bereits zu Kämpfen kam oder zumindest zu einzelnen Gefechten. Denn es war nicht zu übersehen, dass diese Menschen um ihr Leben liefen, in jeder Hand nicht mehr als jeweils ein Bündel.

Zwischen Bosanski Brod und Tuzla passierten wir zahlreiche Straßensperren: serbische, kroatische und solche der einheimischen Territorialverteidigung (sprich: muslimische bzw. bosniakische). Viele Männer trugen auf ihren Mützen noch den fünfzackigen Stern, aber auch schon serbische Kokarden und kroatische „Schachbrett“-Abzeichen. An der serbischen Straßensperre in Pelagićevo wurden sämtliche Fahrgäste unseres Reisebusses gründlich gefilzt, manche mussten auch ihr Handgepäck und ihre Geldbörsen herzeigen, doch man entwendete uns nichts. Zuletzt durften alle mitsamt Gepäck wieder einsteigen. Dennoch war nicht zu übersehen, dass die serbischen Militärs an der Straßensperre in Pelagićevo mit neuen Kalaschnikows ausgestattet waren.

An den anderen Straßensperren, den kroatischen und muslimischen, mitunter auch gemeinsamen kroatisch-muslimischen, hatten die Einsatzkräfte Selbstladegewehre vom Typ alter Papovkas, Jagdflinten und manchmal ganz eigentümliche Karabiner aus grauer Vorzeit und lange zurückliegenden Kriegen.

Auf dem Busbahnhof von Tuzla geriet unser Quartett an einen jungen Taxifahrer namens Miroslav. Dieser hatte uns miteinander sprechen hören und mitbekommen, dass wir ein Taxi brauchten, das uns nach Sarajevo bringen sollte, und dabei auch unsere muslimischen Namen aufgeschnappt (Ismet, Mensur, Nusret, Enes). Er sprach uns an und stellte sich vor. Er sei Kroate, doch als Miroslav käme er, wenn wir nichts einzuwenden hätten, an den serbischen Straßensperren, derer es zwischen Tuzla und Sarajevo bestimmt ein Dutzend gebe, glatt „als Serbe“ durch, denn es sei uns sicherlich bekannt, dass es diesen Vornamen sowohl bei den Serben als auch bei den Kroaten gebe.

Lasst die Leute gehen! Sofort!

Wir kamen überein, den Taxifahrer Miroslav, unseren Kroaten, für die Fahrt nach Sarajevo mitsamt unseren vier Koffern und ein paar Tragetaschen unterschiedlicher Größe gemeinsam mit 175 DM zu entlohnen. Gegen 15 Uhr brachen wir vom Busbahnhof in Tuzla auf und los ging's – Richtung Sarajevo. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt – eine Wahrheit, die gern auch in den Schriften islamischer Mystiker und Derwische gebrochenen Herzens erwähnt wird.

Von Tuzla aus fuhr unser kroatischer Taxifahrer Miroslav zunächst nach Doboj, von Doboj wiederum nach Maglaj. Straßensperren allerorten, mal diese, mal jene, doch immer sagte unser Chauffeur, er fahre gewöhnliche Reisende nach Sarajevo. Die nervösen Soldaten betrachteten zuerst uns, dann das Gepäck im Kofferraum, dann den Taxifahrer Miroslav … und zuletzt unsere Personalausweise. Das ging so bis zu dem Dorf Čekrčići nach der Autobahnschleife bei Visoko.

Auf der Autobahnschleife hatten uns die Männer der Territorialverteidigung gesagt, sie hätten ihre Schicht gerade erst angetreten und wüssten wegen der anbrechenden Dunkelheit nicht, ob es heute noch möglich sei, ungehindert bis nach Sarajevo zu gelangen. Wenn wir unsere Fahrt jedoch fortsetzen wollten, dann natürlich auf eigene Gefahr. Ganz im Sinne der Volksweisheit: Von alleine hingefallen, von alleine abgekratzt.

Wir aber fuhren weiter, während das Tageslicht jenes 13. April 1992 zusehends von der Dämmerung verschluckt wurde. Und gerade als die durch Čekrčići führende Teilstrecke begann, erblickten wir eine große Straßensperre und einen Soldaten, der ein rote Lampe hin- und herschwenkte. Für unseren Taxifahrer ein unmissverständliches Signal, stehen zu bleiben.

Zwei serbische Soldaten mit Kalaschnikows traten an den Wagen heran und forderten uns alle auf auszusteigen, unser Reisegepäck auszuladen und fein säuberlich vor uns auszubreiten.

Sie ließen uns mitten auf der Straße antreten und sahen unsere Personalausweise durch. „Miroslav, du bist Serbe, oder?“ – „So ist es!“, antwortete unser Taxifahrer Miroslav. „Zahlt ihm für die Fahrt, sofort!“, kommandierte einer der zwei Soldaten mit den Kalaschnikows. Unser serbisch-kroatischer Chauffeur nahm 175 DM entgegen, und die Soldaten befahlen ihm, über Ilijaš nach Tuzla zurückzufahren, dort – der Soldat wies ihm die Richtung – führe eine Brücke über den Fluss Bosna.

Der Schauplatz, auf dem sich die vier Reisenden Veladžić, Čančar, Brdar und Karić unversehens wiederfanden, wurde von einem etwa zehn Meter hohen Reflektor grell beleuchtet. Das Licht fiel direkt auf uns, doch außerhalb des scharf abgegrenzten, blendenden Lichtstrahls war die Nacht pechschwarz und undurchdringlich. Als hätte sich diese dichte, teuflische Finsternis über die Hölle selbst gelegt. Unterdessen wehte von dem Bosna-Fluss ein kalter Wind zu uns herauf.

Doch war all das harmlos im Vergleich zu dem, was nur eine Minute später kommen sollte.

„Wo seid ihr gewesen?“, fragte einer der zwei serbischen Soldaten, die uns bei Wind und Wetter auf dem kalten Asphalt festhielten, jeweils seitlich von uns postiert mit ihren Kalaschnikows in der rechten Hand.

Als wir stotternd von unserer Rückreise aus Amerika, Deutschland und Schweden berichteten, wo wir zum Bayram-Fest muslimische Gemeinden besucht hatten, kam der Befehl:

„Umdrehen!“

Wir wendeten uns in Richtung des Flusses, der sich tief in sein Bett zurückgezogen hatte und kaum sichtbar dahinfloss. In genau diesem Augenblick hörte ich jenes metallische

Klacken. Eine Patrone war in den Lauf einer Kalaschnikow eingelegt worden, und im nächsten Moment erwartete ich eine Salve von Schüssen in meinen Rücken und die meiner Mitreisenden.

„Lasst die Leute gehen! Sofort!“

Diese Stimme aus der Finsternis und diese fünf Worte sollten in den Jahren nach dem 13. April 1992 bis heute zum Gegenstand meiner Albträume werden. Nicht mehr als fünf Worte, doch sie retteten uns das Leben. Der Ruf war ein strenger Befehl, nicht auf uns zu schießen. Zitternd und in Todesangst verstanden wir: Die Stimme kam von einem dritten Soldaten, der das Ganze aus etwa zehn Metern Entfernung beobachtete. Dieser Soldat, vermutlich der Befehlshabende an besagter Straßensperre, stand von tiefster Finsternis umhüllt auf der Autobahn.

Der Tschetnik, der uns befohlen hatte, uns zur kaum sichtbaren Bosna unterhalb von uns umzudrehen, und der uns mit einer Gewehrsalve hatte niedermähen wollen, hüstelte betreten. Nur wenige Augenblicke zuvor hatten wir das metallische Klacken gehört und mit dem Allerschlimmsten gerechnet.

Aber was für ein Glück! Ein Glück, das direkt aus dem Himmel kam und das wir einer Göttlichen Fügung zu verdanken hatten! Jener dritte serbische Soldat hatte aus voller Kehle fünf Worte in die Nacht gebrüllt: „Lasst die Leute gehen! Sofort!“ Daraufhin sicherte der Soldat sein Tötungsgerät wieder.

Ausgeplündert, aber egal

Die Begegnung mit der Todesgefahr durch dieses metallische Klacken lähmte alle meine Lebensgeister. Ich war unfähig, mich zu bewegen, in einem einzigen Augenblick schoss mein gesamtes Leben vor mir vorbei, und ein hundertster Teil bestand in der Gestalt des Soldaten Zarije Hrebeljanović, meines einstigen Kameraden beim Wacheschieben 1982 in Borlin.

Unterdessen begannen die zwei Tschetniks damit, uns zu plündern. (Ich bezeichne sie als Tschetniks, weil der eine uns töten wollte und der andere das stillschweigend zugelassen hätte.)

Warum sie als Erstes meinen Koffer öffneten, weiß ich nicht. Aber ich weiß, dass sie ihm etwa 1700 US-Dollar entnahmen, Abo-Gebühren für die Muslimische Stimme mitsamt der Liste der Neuabonnenten. „Das ist eine Liste eurer Soldaten, das sind keine Leser eurer Quasi-Zeitschrift!“, schnauzten sie mich an.

Dann kamen nacheinander meine Mitreisenden Veladžić, Čančar und Brdar an die Reihe, deren Gepäck und Kleidung sie ebenfalls durchwühlten und sich dabei nahmen, was ihnen gefiel. In diesem Zusammenhang noch ein eigentümliches Detail, das sich aber tatsächlich so zugetragen hat: Als sie in meinen Jackentaschen stöberten, fanden sie 400 US-Dollar. „Das ist mein Geld, keine Abo-Gebühren“, brachte ich stotternd hervor und weiß gar nicht, warum ich das tat und wie ich es überhaupt fertigbrachte. Jedenfalls gaben sie mir die 400 Dollar zurück.

Während unserer Durchsuchung und Plünderung drangen aus der Tiefe der Nacht, aus den Schützengräben der Tschetniks zu beiden Seiten der Autobahn, Stimmen zu uns herauf, die riefen: „Schickt die Ustascha zu uns runter, damit wir sie abschlachten!“ Und

wieder sage ich Tschetniks, weil sie forderten, dass man uns mit dem Messer den Garaus machte. Ich habe keine Kraft zu beschreiben, wie gespenstisch diese Stimmen auf uns wirkten, an diesen Kreis der Hölle mag ich nicht mehr zurückdenken. Es reicht, dass ich von all dem oft in meinen Träumen heimgesucht werde.

Da ertönte aus dem Dunkel wieder jene Stimme, der wir unser Leben zu verdanken hatten:

„Schickt mir einen rüber, sofort!“

Die zwei Soldaten mit den Kalaschnikows packten mich und riefen:

„Hier, nimm den da, der ist ihr Anführer! Bei dem haben wir das meiste Geld und eine Personenliste gefunden!“

Sie führten mich durch die undurchdringliche Finsternis, ich lief am Abgrund des Todes und sah erneut meinen Lebensfilm in allerkleinsten Facetten … Ich wurde in ein Kontrollhäuschen geschoben, in dem ein serbischer Soldat saß. In etwa zwanzig Sekunden, vielleicht waren es auch weniger, hatten sich meine Augen an das schummrige Licht gewöhnt und ich sah, dass der Soldat ein titoistisches Militärschiffchen trug, von dessen Stoff man jedoch – auch das war gut zu sehen – den fünfzackigen roten Stern gewetzt hatte. Allerdings trug er keine serbische Kokarde, es waren aber noch zwei Zacken des Titosterns zu erkennen, die an zwei Gliederstummel erinnerten. Der Soldat war sehr jung und frisch rasiert, ruhig und streng, doch er schlug mich nicht. Er fragte mich nur in militärischem Ton:

„Wer seid ihr vier?“

„Geehrter Herr Kommandant, wir sind islamische Geistliche, wir sind anlässlich des Bayrams nach Amerika, Deutschland und Schweden gereist und haben religiöse Vorträge gehalten – für unsere muslimischen Auswanderer, wissen Sie … Und jetzt wollen wir nach Sarajevo zurück, dort sind unsere Familien und Kinder, wissen Sie …“

Der Soldat hörte mir aufmerksam zu und fragte:

„Und Belgrad? Sag mir sofort, wen du in Belgrad kennst!“

„Geehrter Herr Kommandant, ich habe 1989 in Belgrad promoviert, meine Prüfer waren die angesehenen Professoren Rade Božović, Darko Tanasković, Sreten Petrović … Wissen Sie, in Sarajevo habe ich einen Abschluss in Politikwissenschaften gemacht, mein Professor war Professor Dr. Vojislav Šešelj, bei ihm habe ich die Note neun bekommen. Nach Belgrad bin ich immer zur Buchmesse gefahren, dort habe ich auch Aleksandar Lončar und Dragoš Kalajić kennen gelernt … Und auf einem Symposium des Balkanologischen Instituts habe ich einmal auch einen Vortrag gehalten, wissen Sie …“

Muslimische Stimme

All das erzählte ich, angsterfüllt und zitternd, dem serbischen Soldaten, zu dem man mich abgeführt hatte und der mich als Anführer unserer Gruppe betrachtete, die wenige Minuten zuvor fast erschossen worden wäre und dann im grellen Reflektorlicht bis auf die Knochen ausgeplündert wurde.

„Meinen Soldaten hast du gesagt, dass der Dollarbetrag zur Deckung von Abo-Gebühren für die Muslimische Stimme bestimmt ist. Was ist die Muslimische Stimme?“

„Geehrter Herr Kommandant, die Muslimische Stimme ist eine Zeitschrift, eine gewöhnliche Zeitschrift, bei der auch angesehene serbische Journalisten, Literaten und Autoren mitwirken: Manojlo Tomić, Mile Stojić, Miljenko Jergović …“

In meiner Aufregung und Angst führte ich geschätzte Mitarbeiter und Freunde der Muslimischen Stimme an und überließ es dem ermittelnden serbischen Soldaten, sich einen eigenen Reim auf die ethnische Zugehörigkeit der genannten Männer und ihrer nicht eindeutig zuzuordnenden Namen zu machen, so wie wir selbst unseren freundlichen Taxifahrer je nach Bedarf mal einen Serben und dann wieder einen Kroaten sein ließen und ihn jedenfalls nie wieder vergessen würden.

Der serbische Soldat erhob seine rechte Hand zum Zeichen dafür, dass er meine Ausführungen über die Muslimische Stimme verstanden hatte.

Auf einem Pult vor ihm lag eine nagelneue Kalaschnikow, die nach Öl roch, mit dem Waffen zum Schutz gegen Korrosion eingerieben werden.

Dann blickte mich der serbische Soldat in seinem Kontrollhäuschen an wie ein Mensch, der einem anderen Menschen das Leben schenkt. Das war mehr, als ich zu erhoffen gewagt hatte!

„Habt keine Angst, wir tun euch nichts. Ich rufe euch jetzt ein Taxi aus Ilijaš, das euch nach Visoko zurückbringen soll.“

Sprach's und raunzte seine zwei Soldaten an, sie sollten mich zu den anderen zurückführen, damit wir unsere auf dem Boden verstreuten Sachen wieder einsammeln und in die Koffer packen konnten.

Das Taxi aus Ilijaš kam und brachte uns nach Visoko.

Postscriptum 1: Diesen Text widme ich Mensur Brdar (verstorben am 21. Juli 2020 an Corona). Gott hab ihn selig.

Postscriptum 2: Ich danke meinem Professor Hilmo Neimarlija (geb. 1950), der tags darauf (am 14. April 1992) den Fahrer Ragib Karavdić aus Visoko bat, uns über Kiseljak und Kobiljača nach Ilidža zu fahren, was dessen Vorgesetzter Kenan Jusufbašić ohne Einwände erlaubte. Sowohl Ragib Karavdić als auch Kenan Jusufbašić sind verstorben (2021 an Corona bzw. 2008 bei einem Flugzeugabsturz). Ich empfehle beide Gottes Segen.

Postscriptum 3: Ich schließe mit Worten ab, die ich an den Anfang dieses meines Schreis hätte stellen sollen: Gütiger Gott, hab Dank, dass Du und nur Du allein uns Menschen ein Leben schenkst, das viele Tage dauert, dafür aber einen Tod, der uns nur an einem Tag ereilt!